

Wissenschaft ohne Gedächtnis oder die geteilte Erinnerung

Andreas Maercker

Sich an alte Erlebnisse zurückzuerinnern ist eine lohnende Angelegenheit. Man kann es als geistige Übung betrachten, die einen aus der unmittelbaren Gegenwart in die mehrdeutige Vergangenheit zurückführt, kann das, was man erlebt hat, aus einer neuen Perspektive, vor einem neuen Erfahrungshorizont betrachten. Die „Lebensrückblick-Therapie“, die Wirkung des Lebensrückblicks auf Psyche und Gesundheit, hat sich in den letzten Jahren zu einem meiner zentralen Arbeitsgebiete entwickelt (Maercker & Forstmeier, 2013). Dieser Sammelband zu „25 Jahren Mauerfall“ gibt mir, für den dieses politische Ereignis auch privat große Bedeutung hatte, die Gelegenheit zu einem Selbstversuch, zu einer klassischen Lebensrückblicks-Übung: man suche sich ein oder zwei Erlebnisse aus seinem Leben aus, führe sie sich vor Augen. Zu Beginn werden in der Regel kaum ausführlichere oder elaborierte Erinnerungen auftauchen. Erst nach und nach, wenn Sie mehr Fakten und Details zusammentragen haben, wird die Erinnerung plastischer, bildhafter, detailreicher werden. Wie Untersuchungen zum *reminiscence bump* oder der „Erinnerungshäufung“ zeigen, müssten Erlebnisse aus dem frühen Erwachsenenalter besonders gut erinnert werden (Conway et al., 2005.).

Wenn ich zurückdenke an die Ereignisse vor 25 Jahren, merke ich, wie sich meine Erinnerung zu verklären beginnen. Im Dezember 1989 schrieb ich in der westdeutschen, grün-alternativen Ärztezeitung „Dr. med. Mabuse“ allgemein von „vernagelter Zukunft“, und – auf mein medizinisches Umfeld bezogen – von „realsozialistischer Obrigkeitsideologie... verquickt mit dem medizinischen Standesbewusstsein“ (Maercker & Zentek, 1989, S. 27).

Ich habe meine Psychiatrie-Ausbildung in der DDR begonnen, dort Praxiserfahrungen gesammelt, und habe dann das Land verlassen, noch vor dem Fall der Mauer. Es war für mich nicht nur ein System-, sondern auch ein Paradigmenwechsel was meine Arbeitsweise betraf. Mir wurde deutlich gemacht, dass ich ein Fremder war im westlichen, im amerikanisch geprägten Wissenschaftsbetrieb. Aber ich war jung, war in der beruflichen Startposition. Ich fand mich schnell ein.

Auch deswegen schreibe ich diese persönlichen Erinnerungen auf: um jüngeren Kollegen bewusst zu machen, dass sie sich in einer Monade bewegen; der Monade des amerikanisch geprägten Wissenschaftsbetriebes. Dass man sich bewusst sein sollte, das und was historische Umbrüche für den Wissenschaftsbetrieb bedeuten. Auch die Forschung im Westen wird von der Politik, von zeitgeschichtlichen Entwicklungen beeinflusst. Und wer kann schon sagen, ob es nicht irgendwann wieder zu einem Paradigmenwechsel kommt?

Das Gedächtnis arbeitet assoziativ. Und so schildere ich hier auch nicht chronologisch Ereignisse, sondern notiere Gedankensplitter und Erinnerungsblitze, von denen die wenigsten mit Wissenschaft zu tun haben, sondern mit dem Trial-and-Error-Lernen, mit dem wir uns durch die Welt bewegen.

Wer erfolgreich in der Wissenschaft arbeiten will, muss sich vernetzen – früher wie heute. Das Netzwerken ist fast die halbe Wissenschaft, denn die anderen müssen wissen, was man herausgefunden hat – oder glaubt, herausgefunden zu haben. Die besten Orte für diesen Austausch sind Kongresse, denn dort trifft man Kollegen aus den verschiedensten Ländern, und oft auch Disziplinen. Und nebenbei bietet sich einem meist noch die Gelegenheit, andere Länder und Kulturen näher kennenzulernen – in einem offenen, aber meist wohlorganisierten Rahmen.

1988 bin ich als DDR-Bürger in die Sowjetunion zum „Allunions-Kongress junger Psychiater“ nach Susdal gereist, einer historischen Stadt am „Goldenen Ring“.

1991 fuhr ich als Bundesdeutscher in die USA, zur Konferenz der „International Society for the Study of Behavioral Development“ in Minneapolis.

In der Psychologie und der Psychiatrie hat man in den vergangenen Jahrzehnten kaum geglaubt, dass von russischen oder sowjetischen Wissenschaftlern wichtige Ideen kommen könnten. Das war zu Beginn des 20. Jahrhundert noch anders: Wladimir Bechterew, Iwan Pawlow, Lew Wygotski und Alexander Lurija prägten mit ihren Ideen die jungen Wissenschaftsdisziplinen – weltweit. Trotzdem gehörte es in der DDR auch noch während meiner Ausbildungszeit dazu, die sowjetische Wissenschaft zu preisen („Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen“).

Die USA schien uns DDR-sozialisierten Menschen damals unerreichbar weit weg – und erschien wie ein Gegenpol, ein faszinierender Kontrast zu dem, was uns umgab. Alles Neue und Wichtige in Psychiatrie und Psychologie der letzten Jahrzehnte schien von dort zu kommen, und man hatte den Eindruck, dass dort Ideen schneller ausgebrütet, anders aufgegriffen wurden.

Beim Schreiben bemerke ich, dass ich meine damaligen Mitreisenden und Kolleginnen kontaktieren möchte um Erinnerungen auszutauschen und zu erfahren, an was sich die anderen noch erinnern – und melde mich bei ihnen. Eine, die mit in Susdal war, erinnert sich an Erlebnisse, an die ich mich nicht erinnere – und umgekehrt. Das gleiche gilt für Minneapolis. So wurde aus dem Erinnerungs- gleich noch ein kommunikativer Prozess – so, wie es auch bei einem therapeutischen Lebensrückblick sein soll.

1988, Susdal, Fahrt mit dem Bus in die Stadt

Von Susdal hatte ich schon gehört: Dies sei eine der alten russischen Kloster-Städte, die ihr Aussehen unverändert durch die Zeit des Sowjetatheismus behalten hätten. Alles, was mit alter Kunst und auch mit Kirche zu tun hatte, erschien mir aufregend – eben, weil es anders war: Man konnte sich dadurch abgrenzen von dem – in meinen Augen – staatssozialistischem Einheitsgrau und dem verordneten Geschichtsverlust für alles, was nicht schon von früher her auf den Sozialismus hinwies.

Der Bus stoppt länger an einer Straßenbaustelle. Aus dem Fenster sehen wir Frauen als Straßenarbeiterinnen, die eine Kreuzung asphaltieren. Baggerfahren, Asphaltwalzen, mit Schippen den Asphaltstrom regulieren – eine sichtbar schwere Arbeit, die nur von Frauen verrichtet wird. Ich staune, denn ist diese harte Arbeit nicht Männerarbeit?

Die Frauen sind stabil gebaut. Sie werden schon Jahre so gearbeitet haben. Der Asphalt dampft. Damals schon der Gedanke: Vielleicht befriedigt solche scheinbar männliche Arbeit die Frauen auf eine Weise, die ich mir bisher nicht vorstellen kann? Was sind überhaupt geschlechtsspezifische Berufe – ein gesellschaftliches Konstrukt, dem ich gefolgt bin? Ich fragte damals schon, ob diese Frauen diese Arbeit mit innerer Befriedigung verrichtet haben; ob es objektivierbare Körperschäden bei ihnen gab, vielleicht verbunden mit einer höheren Sterblichkeit?

Was ich mich nicht gefragt habe damals: Was machen die Männer stattdessen? Noch schwerere Arbeit? Oder sitzen sie zu Hause, krank geschrieben, vielleicht wegen eines Alkoholproblems. In der Sowjetunion gab es viele alkoholranke. Das hatte ich auf früheren Reisen schon beobachtet.

Es war jedenfalls ein starker Eindruck – diese unkonventionellen Frauen.

Susdal, Vorstadt

Die kleinen Bauern- und Vorstadthäuser haben keine Vorgartenzäune, sondern sind durch Lattenverhaue umgeben. Latte grenzt an Latte, lückenlos. Sofort fiel mir Christian Morgensterns Gedicht „Der Lattenzaun“ ein:

„Es war einmal ein Lattenzaun,
mit Zwischenraum hindurchzuschauen“

Ich konnte es damals aus dem Gedächtnis aufsagen. Ich hatte mir ein paar auswendig gelernte Gedichte zugelegt, die ich bei Gelegenheit rezitierte, von Morgenstern und von Ringelnatz. Dadaistische Gedichte.

„...und nahm den Zwischenraum heraus
und baut daraus ein großes Haus.“

Damals erschienen mir diese Einfriedungen vernagelt. Warum schützten die Leute sich so? Warum durfte niemand auf ihre Grundstücke schauen – die Zäune waren um die zwei Meter hoch? Wenn man doch irgendwie darüber blicken konnte, sah man mal ansehnliche und blumengeschmückte, mal ärmliche Vorgärten.

Hier schieben sich erste Erinnerungen an meine – spätere – USA-Reise dazwischen. Dort hatten die meisten Vorgärten nicht einmal normale deutsche Zäune mit Zwischenräumen – sie hatten gar keine Zäune! Wer die misstrauische und wer die offenerherzige Kultur war, schien allein dadurch schon klar zu sein.

Rockkonzert in Susdal

C. weiss sogar noch den Namen der Rockgruppe, die wir auf dem Kongressfest gehört haben: Aquarium. Die waren der reine Wahnsinn! Und zu dieser Zeit superberühmt in der Sowjetunion – die wichtigste Rockband der Perestroika- und Glasnost-Zeit. Für unseren kleinen Kongress gebucht und aus Leningrad, heute St. Petersburg, herbeigeholt werden konnten sie nur, weil einer der Kongressorganisatoren den Bandleader gut kannte – was natürlich allen „gesteckt“ wurde.

Künstler pflegen nicht selten zu Psychiatern oder Psychotherapeuten ein enges privates Verhältnis – das macht unsere Berufe besonders spannend. Ich habe jetzt im Internet gegoogelt: Der legendäre Bandleader heißt Boris Grebenschtschikow – und ist bis heute aktiv.

Dass unsere Band berühmt war, merkte man schon daran, dass sich Hotelangestellte und Hotelgäste mit ins Publikum mischten. Während der Vorstellung ging es mächtig ab: wuchtige Bässe, über die Bühne springende Gitarristen, dröhnender Gesang – was auf Russisch von Männern gesungen wird, hat oft etwas Dröhnendes, Psychodelisches, eine Vibration, eine Resonanz aus den tiefsten Tiefen. Die Bühne war ganz in Schwarz gehalten, die Kleidung der Bandleute war schwarz, das fokussiert einen noch einmal mehr auf die Musik. An die Texte beziehungsweise die ohnehin nur schwer verstehbaren Textfetzen kann ich mich nicht mehr erinnern – nur, dass darin anscheinend die richtigen Stichworte für den Umbruch in der Perestroika-Zeit: „Ich“, „Ewiges Einerlei“, „Es reicht“. Ich dachte: wenn es hier in der Sowjetunion jetzt solche Musik gibt, dann kann es was werden mit der Perestroika.

Susdal, Allunionskongress

Was die eigentlichen Hauptveranstaltungen des „Allunionskongresses Junger Psychiater“ betrifft - da herrscht Leere in meinem Kopf. Was auch nicht verwunderlich ist, denn der Austausch fachlicher Dinge gehört irgendwie zu den Alltagsereignissen, für die das Gedächtnis keine besonders haltbaren Erinnerungs-

speicher zur Verfügung stellt. Zudem war ja alles auf Russisch, weswegen ich ohnehin nur die Hälfte mitbekommen habe.

Von meiner Publikationsliste her weiß ich, wie mein Poster hieß, dass ich dort präsentierte („Test ob’ema ponjatij BUT: Diagnosticeskij podchod k ocenke psihopatologii schizofrenii.“ Auf deutsch: Begriffsumfangs-Test BUT: Ein diagnostischer Zugang zur Erfassung schizophrener Psychopathologie). C., die Kollegin und Freundin, erzählte mir, dass sie ein Poster über Erfahrungen mit dem damals modernen sozialpsychiatrischen Ansatz der tagesstationären Behandlung präsentierte – als Poster, das enormes Interesse fand (C. sagt: „Das war keine große Wissenschaft – eher praktisch“). Die sowjetischen Kollegen interessierten sich brennend für neue Betreuungsformen – anstelle der herkömmlichen Verwahrbehandlung in den Krankenstationen, wie auch wir sie ja noch zu gut aus der DDR kannten. Die Patienten in der tagesstationären Behandlung unserer Berliner Klinik wohnten zu Hause und kamen nur den Tag über in die Klinik – in Abteilungen natürlich ohne Betten, sondern nur mit Gruppen- bzw. Therapieräumen.

Woran C. sich noch erinnert: Ihr Poster gewann den wissenschaftlichen Preis der Konferenz! Zur völligen Überraschung von ihr und uns anderen beiden, die mit ihr reisten. Die russischen Kollegen hatten den Preis also extra einem Ausländer verliehen, von denen es nur eine Handvoll gab.

1991, Minneapolis, im Café

Für das Kongresshotel hat das Geld nicht gereicht. Daher haben wir, mein Lebensgefährte und ich, uns in der Nähe ein günstigeres Hotel gesucht.

Am Morgen nach der Ankunft begaben wir uns auf die Suche nach einem preiswerten Frühstück. Wir fanden ein kleines, gemütliches Café, das Speisen und Getränke anbot, die uns damals noch fremd waren: Kaffee im Pot mit Deckel, Muffins, *ham and egg, pancakes with sirup*.

Am Tisch fällt unser Blick auf eine Zeitschrift, die ein Regenbogen zielt: ein Journal der Schwulen von Minneapolis. Mein Partner und ich, seit vier Jahren sind wir ein Paar, staunen nicht schlecht: im allerersten Café in den USA, das wir betreten, liegen gleich Informationen für Schwule herum, für jeden sichtbar.

Wir haben dieses Journal von vorn bis hinten gelesen – und haben noch am selben Abend die Schwulenbars von Minneapolis erkundet. Schon in der ersten Bar kamen wir mit zwei Einheimischen ins Gespräch: Bill und Bob, die uns gleich für den nächsten Abend zu sich nach Hause einluden.

Neidisch bemerkte eine Mitdotorandin, dass wir „über die schwule Schiene“ gleich Bekanntschaften geschlossen hätten – was einem Heterosexuellen in einer fremden Stadt in der Regel nicht so schnell gelinge.

Minneapolis. Kongress für Lebensspannen-Psychologie

Auch an die Inhalte des Kongresses in Minneapolis erinnere ich mich kaum. Mein Englisch war damals noch nicht so flüssig. Ich weiß nur noch, dass das Thema „Reifes Denken von Erwachsenen“, in der Nachfolge der Piagetschen Tradition, diskutiert wurde, und dass Carol Ryff, eine Professorin von der University of Wisconsin, dazu einen Vortrag hielt. Und dass ich mich gefreut habe, dass dieses Thema erforscht und so wichtig genommen wurde, und dass es nicht immer nur um Intelligenz, mathematische Fähigkeiten und Gedächtniskapazitäten ging.

Dazu geht mir folgender Gedanke durch den Kopf: Angenommen, psychische Reife wäre der eine Pol, der Gegenpol wäre Gedankenlosigkeit. Dann könnte man sagen, dass jemand, der psychisch reif ist, besonders konfliktfähig ist und persönliche Erfahrungen zum Lernen nutzen kann – was jemandem, der gedankenlos ist, nicht gelingt.

Ich habe mich damals in meiner Dissertation mit einem ganz ähnlichen Thema befasst: der empirischen Untersuchung von Weisheit. Deshalb habe ich dazu auch mein Poster gefertigt. Natürlich lässt sich auch mit einer sorgfältigen, intensiven Beschäftigung mit dem Thema nicht der Stein des Weisen finden – auch die Wissenschaft kocht nur mit Wasser.

Minneapolis: Posterausstellung auf dem Kongress

Ich stehe neben meinem Poster als einer von geschätzt hundert Jungwissenschaftlern auf der Posterausstellung des Kongresses. Wie üblich interessiert sich kein Mensch für das eigene Poster, denn es gibt einfach eine Überfülle. Die anderen jungen Leute um einen herum, die auch neben ihrem Poster stehen und auf Interessenten warten, sind dann doch mal so nett, und erkundigen sich, wie man die Studie gemacht hat. Endlich kommt eine zierliche ältere zirka 70jährige Dame heran, die sich vor das Poster stellt und sich nach meiner Studie erkundigt. Über das Interesse dieser Professorin – denn diese ältere Dame muss eine sein nach dem naiven Klischee „alt gleich Professor“ – freue ich mich sehr und bemühe mich, alle ihre Fragen zu beantworten. Ich wage zum Schluss zu fragen an welcher Universität sie arbeitet, worauf sie antwortet, dass sie eine Studentin im 4. Semester an der hiesigen Universität wäre. Daneben gegriffen! Studierende im höheren Lebensalter hatte ich noch nie gesehen – das gab es in der DDR nicht, weil es die Planwirtschaft nicht vorsah.

Was bleibt?

Was bleibt von diesen Reisen? Ein Lebendigkeitsschub – aber auch eine Nachdenklichkeit, ein Zweifel. Oder besser gesagt: die Erkenntnis, dass nichts ist, wie

es auf den ersten Blick scheint – „in unseren Tagen scheint jedes Ding mit seinem Gegenteil schwanger zu gehen,“ wie es Marx bereits 1856 formuliert hat (Marx, 1967, S. 3). Marx, der philosophische Vordenker des Systems, in dem ich sozialisiert wurde.

Die Sowjetunion war die Besatzungsmacht der DDR, ihr mussten wir als Schüler, als Studenten und als *Werkstätige* ewige Treue schwören. Dass sie bis 1989 die Besatzungsmacht Ostdeutschlands war, sehe ich mit ambivalenten Gefühlen, denn dieser Besatzung ging ein Krieg voraus, in dem die Deutschen wahrhaft apokalyptisches Leiden über die Sowjetunion gebracht hatten. Dass zur gleichen Zeit Josef Stalin seine Landsleute millionenfach ermorden oder verhungern ließ, relativiert die deutsche Schuld für mich nicht.

Trotzdem empfand ich das kommunistische System als einen Irrweg der Geschichte, und war froh, dass es Anzeichen gab, dass dieser Irrtum korrigiert werde. Ein deutliches Zeichen war für mich das Konzert der Rockgruppe *Aquarium* in Susdal – der Sound der Veränderung. Ich denke heute: wieder mal waren es die Künstler, die mir Hoffnung vermittelten, dass es nicht so bleibt, wie es ist.

Aber die Folgen der Nazi-Herrschaft zeigen sich nicht nur im Osten in Form der russischen Besatzungsmacht. Dass die USA in der Wissenschaft eine dominierende Stellung einnahm, ist nicht zuletzt auch eine Folge der Naziherrschaft in Deutschland. Denn in den 30er- und 40-er Jahren mussten die originellsten und wegweisendsten Forscher aus Deutschland fliehen. Und siedelten sich größtenteils in den USA an, einem Land mit großer Wissenschaftsfreundlichkeit.

Seit der rasanten Globalisierung in den 2000er-Jahren ist die Dominanz der USA in der Forschung auch zu einer Dominanz der Sprache geworden. Die letzten verbliebenen Fachjournale erscheinen inzwischen fast alle nur noch auf Englisch (Krampen, Huckert & Schui, 2011). Über die Schattenseiten dieser Dominanz wird unter Wissenschaftlern manchmal geklagt, aber öffentlich darüber sprechen oder gar schreiben – das tut niemand.

Wenn ich meine Erinnerungssplitter über die beiden Konferenzen betrachte, wird mir bewusst: damals war ich noch nicht im Stadium des Warnens und Nein-Sagens angekommen. Ich war jung, die Welt um mich herum war im Wandel, ich staunte und inhalierte all das Neue. Sah die graue Sowjetunion, nahm ihr Brummen, ihr abgründiges, vielschichtiges Resonanzvibrieren wahr. Wie leichtfüßig, offen und bunt dagegen erschien die USA! Heute denke ich: vielleicht auch berechenbarer und langweiliger.

„Das alles ist Vergangenheit, kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden,“ schrieb Hans-Dieter Schmidt, Professor für Entwicklungspsychologie und für mich einer der eindrucksvollsten Dozenten meiner Studienzeit in Ostberlin, der nach der Wende nicht mehr zu den einflussreichen Wissenschaftlern, den Top-Wissenschaftlern amerikanischen Stils gehörte – was ihn aber nicht störte, denn nun konnte er endlich schreiben, was er wollte. „Aber vielleicht, wenn Jüngere lesen, was mir seinerzeit widerfuhr, könnte das nützlich sein: als Warnschild, als Denkhilfe und auch als Mutmacher zum Nein-Sagen“ (Schmidt, 2005, S.155).

Mir hat dieser Mutmacher Courage gemacht. Für mich ist der Erinnerungsverlust und das Kurzzeitgedächtnis im Amerika-geprägten Wissenschaftsbetrieb ein Thema, über das es zu diskutieren gilt. Vor fünf Jahren publizierte wissenschaftliche Befunde gelten bereits als alt, solche von vor zehn Jahren als uralt (und fast nicht mehr zitierbar) – und die von vor 20 Jahren sind quasi irrelevant. Wer heute Studien zitiert, die nicht mit der Jahresangabe 20... beginnen, kommt in den Verdacht altmodisch, träge oder exzentrisch zu sein – das Kurzzeitgedächtnis als Paradigma des Wissenschaftsbetriebes.

Neue Ergebnisse werden mit großem Hallo begrüßt; scheinbar neueste Erkenntnisse, die oft so neu gar nicht sind, sondern die Dinge nur anders benennen. Weil aber das Alte nichts gilt, läuft die Wissenschaft Gefahr, zu einem gedächtnislosen Wesen zu werden.

Auch dazu soll diese Lebensrückblick-Erinnerung dienen: sich die positiven, die stärkenden Aspekte der Vergangenheit ins Gedächtnis zu rufen – auch die, die in der Gegenwart keine Rolle mehr zu spielen scheinen, nicht dem Trend, dem Mainstream der Zeit entsprechen. Kurz: nicht zum Sagbaren gehören.

„Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt,“ schrieb der Philosoph Ludwig Wittgenstein – zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Ein Satz, der bis heute nicht an Gültigkeit verloren hat.

Literatur

- Conway, M. A., Wang, Q., Hanyu, K., & Haque, S. (2005). A Cross-Cultural Investigation of Autobiographical Memory On the Universality and Cultural Variation of the Reminiscence Bump. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 36(6), 739-749.
- Krampen, G., Huckert, T. & Schui, G. (2012). Impact of anglicizing former German-language psychology journals on authorships and citation frequencies. *European Psychologist*, 17(3), 190-198.
- Maercker, A. (2001). Einmal Psychoanalyse und zurück. Mein Besuch auf einer Psychoanalytikertagung vor dem Fall der Mauer. *Luzifer-Amor. Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse*, Heft 27, 92-103.
- Maercker, A. & Forstmeier, S. (2013). *Der Lebensrückblick im Beratung und Therapie*. Heidelberg: Springer.
- Maercker, A. & Zentek, K. (1989). Von Regierungskrankenhäusern und fehlendem Zellstoff. *Arzt in der DDR. »Dr. med. Mabuse«-Zeitschrift im Gesundheitswesen*, 14, Nr. 63, 26-29.
- Marx, K. (1967/1856). Rede auf der Jahresfeier des "People's Paper" am 14. April 1856 in London. In K. Marx, F. Engels: *Gesammelte Werke*, Bd. 12. Berlin: Dietz
- Schmidt, H.-D. (1997). *Texte zwischen Ja und Nein. Selbstbefragungen eines DDR-Psychologen*. Bielefeld: Kleine Verlag.
- Schmidt, H.-D. (2005). *Damals in Braunland. Autobiographische Episoden*. Berlin: Lukas Verlag.
- Wittgenstein, L. (2002/1921). *Tractatus logico-philosophicus: Logisch-philosophische Abhandlungen – Satz 5.6*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.